

Kristian Fechtner

Weitergehen

Praktische Theologie unterwegs

Abschiedsvorlesung an der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität Mainz am 5. Februar 2026

Zwei Vorbemerkungen

Erstens: Es ist heute anders als bei einer Antrittsvorlesung oder bei einem Bewerbungsvortrag. Bei einer Abschiedsvorlesung erwartet niemand, dass der Vortragende etwas Neues sagt. Oder gar etwas Programmatisches. Er müsste das Programm auch selbst nicht mehr einlösen; er zieht ja schließlich von dannen. Und so darf er das noch einmal markieren und pointieren, worum es ihm praktisch-theologisch geht resp. gegangen ist. Dies will ich gerne tun. In der Hoffnung, dass sich daraus dann womöglich auch weitergehende Perspektiven ergeben.

Und zweitens: Die alte Gattung der ‚Abschiedsvorlesung‘ ist spätmodern hinreichend diffus geworden, unbestimmt. So kann und muss der Vortragende selbst entscheiden, wie er sie anlegt. Sachlich streng oder als persönliche Rede. Sache oder Subjekt also. Oder eine Mischung aus beidem. Wie auch immer: So oder so gibt man nolens volens etwas von sich selbst preis. Und so versuche ich auch gar nicht erst, das Persönliche zu meiden. Durch die Theologie schimmert immer etwas vom Ich durch. Vom beruflichen wie vom biographischen. Wenn dies eh so ist, dann kann man es auch zeigen.

Eine Vergewisserung in eigener Sache: Praktische Theologie unterwegs in knapp vier Jahrzehnten

Zu Beginn meiner praktisch-theologischen Arbeit habe ich mich mit dem volksskirchlichen Christentum beschäftigt. Mithin mit einem gesellschaftlich akzeptierten, mit einem lebensweltlich eingebetteten, mit einem vielfältig gelebten Christentum. Dabei war damals schon strittig, ob es dies hierzulande noch gibt: Volkskirche. So wie Volksparteien. Institutionell war die Volkskirche schon damals ‚im Übergang‘. Zugleich, so meine Einschätzung, halten die Kirchenmitglieder, auch die gemeindedistanzierten, mit einer respektablen Beharrlichkeit an volksskirchlichen Praktiken fest. Konfirmation der Nichte; Totensonntag, weil die Mutter gestorben ist; Weihnachtskonzert – flugs ist man volksskirchlich durchs Jahr. Und ja, auch dieses Muster bricht derzeit um. ‚Späte Zeit der Volkskirche‘ habe ich es dann überschrieben. Spät, das klingt nach: auf den letzten Metern, kurz vor Torschluss. Aber wir wissen auch und dies

schwingt bei dieser Wendung mit: Das Späte kann ziemlich wetterhart sein. In der Spätmoderne etwa bleibt die Moderne bis auf Weiteres enthalten. Vom Spätkapitalismus, so ein Kompositum meiner Studienzeit, ganz zu schweigen. Spätzeiten können sich durchaus länger hinziehen; auch beim ehemals Volkskirchlichen. Zumindest wenn es um Mentalitäten geht und nicht nur um Strukturen oder Finanzen. Kurzum: Die soziale Gestalt von Kirche im neuzeitlichen Christentum und das zeitgenössische kirchliche Handeln, damit habe ich praktisch-theologisch angefangen.

Und nun zum Dienstende hin, in den vergangenen Jahren, verschiebt sich der Fokus meiner praktisch-theologischen Aufmerksamkeit. Er geht hin zur subjektiv gelebten Religiosität. ‚Mild religiös‘ ist mein Kennwort. Mithin die Art und Weise, wie Menschen eher beiläufig und sporadisch an Religion partizipieren; eigensinnig und in moderaten Formen. In Georg Büchners ‚Leonce und Lena‘ heißt dies in der Schlusspassage ‚kommode Religion‘. Dem anderen eine Engelfigur in den Rucksack stecken, wenn er ins Krankenhaus muss. Dafür muss man nicht engelgläubig sein und weiß trotzdem, wie es gemeint ist: Wer weiß. Und in der Ecke der Kathedrale, die sie eigentlich nur touristisch besucht, kann sie durchaus eine Kerze entzünden, weil ihr was auf der Seele liegt: Das hat was. ‚Angedeuteter Glaube‘ hat Ulrike Wagner-Rau dies so schön genannt. Alles ziemlich unauffälliges Christentum. Und genau dieses nimmt mich ein.

Vom Kirchlichen zum Subjektiven ging es. Vielleicht ist dies ein spätes Erbe von Henning Luther, einem meiner wichtigen theologischen Lehrer mit seiner ‚Praktischen Theologie des Subjekts‘. Gewiss etwas anders als er es selbst ausgelegt hat. Von der Kirche zum Subjekt. Eine Themenverschiebung ja, aber womöglich bin ich damit meinem persönlichen Anliegen auf der Spur geblieben. Der Frage nämlich: Gehören auch diejenigen dazu, die kirchlich unzureichend sind; die in ihrer Christlichkeit unzulänglich erscheinen und religiös mangelhaft? Wie auf dem Zeugnis: nicht mehr ausreichend. Gewohnheitschristinnen und Gelegenheitskirchgänger; Halb- oder Einfünftel-Glaubende oder gar diejenigen, von denen es heißen könnte: Ihre Lebenspraxis kann Spuren christlichen Glaubens enthalten. Und wenn man die Frage, ob sie mit dazugehören, mit ja beantwortet: Wie gehören sie dazu und wie lässt sich dies praktisch-theologisch angemessen zur Geltung bringen?

Vermutlich kann man die Frage nach Zugehörigkeit persönlich verstehen: Wo gehöre ich hin; reicht das, was ich mitbringe und was mich ausmacht in Glaubensdingen und in Nichtglaubensdingen? Die Frage und das Interesse, das sich darin ausdrückt, sind jedoch auch hinterlegt mit einer praktisch-theologischen Einschätzung. Mir hat noch nie recht eingeleuchtet, dass man zwischen Religiösem und Säkularem eine markante Trennlinie ziehen kann. Entweder – oder. In dieser Hinsicht bin ich religionssoziologisch einfach ungläubig. Ob nicht eher graduelle Unterschiede bestehen zwischen den religiös Entschiedenen und den religiös Unentschlossenen und den religiös Distanzierten und den Noch-, den Fast- oder Nicht-mehr-

so-recht-Religiösen, den säkular gerade noch religiös Ansprechbaren und was es sonst noch alles gibt? Mehr noch: Vielleicht gibt es Religiöses heute oftmals nur auf dem Boden von Säkularität, gesellschaftlich und sogar biographisch. Das hieße dann, etwas ungeschützt gesprochen: Aufs Ganze gesehen sind die Lebensformen spätmoderner Menschen weithin säkular, aber in diesen säkularen Lebensweisen finden sich Elemente von Religion und Religiosität. Und diese Elemente werden gelegentlich oder immer wieder oder bei manchen auch regelmäßig relevant und bedeutsam. Bei dem einen in starker Dosierung, bei der anderen in homöopathischen Dosen. Zugegeben: Mit einer gewissen Einseitigkeit und Penetranz bin ich zumeist für die Auch-irgendwie-ein-wenig-Religiösen eingetreten. Es kann und will nicht jede auf der Säule sitzen, manche steht auch lieber dahinter.

Drei Schlaglichter: Was für mich praktisch-theologisch wichtig ist

Vor dem Hintergrund des Skizzierten möchte ich im Folgenden drei Stichworte aufrufen, die ich mitnehme. Oder besser noch angesichts des Kasus: die ich hierlasse.

(1) Praktische Theologie als *Erkundung*

Kurz vor Beginn meiner Mainzer Zeit – so hatte es sich ergeben – schrieb ich einen Beitrag für einen Sammelband. Der Band hieß in der üblichen Bescheidenheit „Praktische Theologie für das 21. Jahrhundert“. Wir damals Jüngeren im Fach sollten unser Verständnis von Praktischer Theologie vorstellen. Ich habe meine Überlegungen mit ‚Praktische Theologie als Erkundung‘ überschrieben. Ein regelrechtes Programm oder eine eigene Konzeption war das nicht. Aber im Nachgang ist mir dann doch deutlich geworden, dass ich für mein eigenes Arbeiten Zugangsweisen, Darstellungsformen und Deutungsperspektiven formuliert habe. Ein etwas längerer Eintrag ins Hausaufgabenheftchen also. ‚Erkundung‘ meint: einen flachen Einstieg ins Feld suchen; nicht unbedingt mit großen Begriffen oder einer starken These. Sich erst einmal umschaue im Gelände gelebter Religion; gerne draußen außerhalb von Texten. Christian Bauer nennt unser Fach eine wissenschaftliche ‚Outdoordisziplin‘. Das gefällt mir, wenn man damit nicht nur Wildniswanderungen meint (ist nicht so meins) und auch das Kännchen Kaffee draußen auf der Terrasse gelten lässt. Wahrnehmen, wie es die Leute halt so machen und wie sie es sich selbst zurechtlegen, dies möchte ich praktisch-theologisch wissen. Etwas wissenschaftssprachlicher ausgedrückt: Es geht um einen induktiven Zugang und einen deskriptiven Zuschnitt der Praktischen Theologie: Beschreiben geht vor Behaupten und Bewerten. Man soll die Dinge, die Gegebenheiten, die Praktiken so zeigen, dass sie sich selbst zeigen können. Möglichst konkret. Und daraus dann Schlüsse ziehen und Deutungen hervorbringen.

Für mich impliziert ‚Praktische Theologie als Erkundung‘ drei Aspekte:

- Erstens: Im Blick auf ihren Gegenstand hat sie eine Doppelperspektive. Es geht ihr einerseits um die Wahrnehmung gelebter Religion in ihren kulturellen Zusammenhängen. Und zugleich geht es ihr andererseits um eine Theorie kirchlichen Handelns in ihrem institutionellen Zusammenhang und als pastorale Praxis. Eines scheint mir für das andere der je notwendige Bezug zu sein. Sieben-Wochen-ohne und Frühjahrs-Diät; Adventskalender bei Hugendubel und die Christvesper in der Kirchengemeinde; die Liturgie der kirchlichen Trauung und die rekonventionalisierten spätmodernen Rituale ums Brautkleid. Klar, man kann dies alles auch getrennt voneinander behandeln: wir die kirchliche Seite, die Volkskundlerinnen die kulturellen Praktiken. Produktiver und perspektivenreicher jedoch wird es, wenn man praktisch-theologisch die Konstellationen zwischen beidem erkundet, auslotet und interpretiert.

- Zweiter Aspekt: Erkundungsgänge gehören methodisch ins Feld der ethnographischen Forschung. Etwas beobachten oder sich etwas erzählen lassen; dies dann in eine Szene zu fassen, die signifikant erscheinen mag – dies ist meine Weise, die Wirklichkeit religiöser Praxis zugänglich zu machen und zur Darstellung zu bringen. Z.B. dicht zu beschreiben, wie sich Herr O. verhält, als – verflixt, das hat er vorher nicht gewusst – heute im Gottesdienst Abendmahl gefeiert wird. Ist so gar nicht seins, aber er macht natürlich mit. Am liebsten einen Schritt zurückgesetzt im Kreis, wenn das ginge. Dichte Beschreibungen – so Clifford Geertz – gelingen, wenn sie nicht nur dokumentieren, sondern die Leserin zugleich in das hineinversetzen, was beschrieben wird. So sind manche Erkundungsszenen ein Amalgam aus empirischer Wahrnehmung und literarischer Gestaltung. Methodologisch nicht unproblematisch. Ihre Erschließungs- und Aussagekraft, mithin ihren Wert und ihre Wahrheit, gewinnen die Szenen nur dadurch, dass sie plausibel sind. Dass sie etwas zu sehen und zu verstehen geben.

- Schließlich ein dritter Aspekt: Spätmodernes Christentum, so jedenfalls meine Wahrnehmung, ist in weiten Teilen ein ‚Diskretes Christentum‘. Religion mit Sichtschutz und damit mit Schamschutz. Sie ist schließlich was ausgesprochen Persönliches. Oder genauer noch: etwas unausgesprochen Persönliches. Praktische Theologie als Erkundung nimmt so etwas wie eine ‚Ermittlungsaufgabe‘ wahr; sie bemüht sich etwas zu entdecken, was nicht ohne weiteres sichtbar ist. Man erkennt unschwer, dass ich ein Freund von Krimis bin. Die praktisch-theologische Ermittlungsaufgabe ist jedoch dem verpflichtet, was sie untersucht. Sie will niemanden bloßstellen. Sie zielt nicht auf Geständnisse, im Diskreten Christentum nicht einmal auf Bekenntnisse im kirchlichen Sinne. Sie kann sich mit Indizien begnügen; unscheinbaren Anzeichen und Anhaltspunkten also, die ihre praktisch-theologischen Interpretationen möglich erscheinen lassen. Darauf komme ich gleich noch zurück.

(2) Praktische Theologie als *okkasionelle Praktische Theologie*

Ein zweites Stichwort, das ich nur kurz anleuchte: Gelebte Religion in der Spätmoderne ist in weiten Bereichen biographisch situiert und episodisch begrenzt. Religionspraxis von ‚Fall zu Fall‘. Deshalb hat sich Praktische Theologie in den vergangenen Jahrzehnten schwerpunktmäßig mit den Kasualien beschäftigt. Aus der Sicht zünftiger kirchlicher Theologie erscheint kasuelle Religiosität – also Religiosität zu je besonderen Anlässen – inhaltlich häufig unbestimmt und vage. Und in ihrer Einstellung und ihren Überzeugungen nicht selten vielspältig. Von Karl-Fritz Daiber, auch einem für mich wichtigen praktisch-theologischen Lehrer, habe ich gelernt: Der Normalfall zeitgenössisch gelebter Religion ist eine Art ‚Alltagssynkretismus‘. Man kann diese Vorstellung haben und jene Überzeugung teilen, und beides muss gar nicht zusammenpassen; und mittun kann man gegebenenfalls bei etwas, was weder durch das eine noch das andere gedeckt ist. Solange all dies persönlich stimmig ist und je und je bedeutsam. Hinzu kommt, dass sich der aktive und passive religiöse Bild- und Wortschatz von Menschen signifikant unterscheidet: Ich kann manches nicht als eigene Glaubensüberzeugung vertreten und würde es schon gar nicht selbst so formulieren. Doch wenn es andere zum Ausdruck bringen, vielleicht stellvertretend mit leichtem Abstand zu mir, dann kann es mir gleichwohl in dieser Weise zugänglich werden. Ich kann an diesen Glaubensworten und Glaubensbildern teilhaben, obwohl sie nicht meine sind.

Kurzum: Kasuelle Religiosität ist divergent und in systematischer Hinsicht inkonsistent – ein Umstand, der womöglich Systematische Theologinnen und Theologen unruhig macht. Eine Reaktion auf eine kasuelle Religiosität wäre in unserem disziplinären Kontext, eine okkasionelle Praktische Theologie auszubilden. Mithin eine praktisch-theologische Reflexion mit bewusst begrenzter Reichweite, anlassbezogen und an konkrete Praktiken und Lebenssituationen gebunden. ‚Okkasionell‘ meint ja: eine bestimmte Gelegenheit, eine besondere Situation. Und dies wäre dann auch ihre Maßgabe: An einer Theologie des rechten Augenblicks und des richtigen Ortes zu arbeiten. Ungelenk formuliert: Gelegenheitsstrukturen auszuweisen, die Religion ermöglichen. Dies führt mich zu meinem dritten und letzten Schlaglicht.

(3) Von der Religionskundschafterin zur *Religionsbotschafterin*

Es gehört mehr und mehr zur Erfahrung der Gegenwart, dass Religion nicht mehr einfach ‚vorhanden‘ bzw. ‚gegeben‘ ist: als Vorstellungswelt oder Überzeugung, als Praxis oder gar als Lebensform. Solange klar war, was unter christlicher Religion zu fassen ist, konnte man kirchlich und theologisch vorneweg feststellen, woran sie zu erkennen und wo von ihr zu reden ist. Die Aufgabe der Praktischen Theologie bestand wesentlich darin, vorfindliche Gestalten und Inhalte religiöser Praxis aufzunehmen, kritisch zu reflektieren und zu deuten. Nun ist

allerdings in der Spätmoderne Religion gleich in einem dreifachen Sinne zu einer *Option* geworden:

- Erstens kann die persönliche Bedeutung von Religion nicht mehr institutionell verbürgt werden. Sie ist als gelebte religiöse Praxis eine *individuelle Option*. Religionssoziologisch ist dies vielfach als Individualisierung beschrieben worden. Das bedeutet ja nicht, dass heutige religiöse Praktiken und Vorstellungen individuell besonders oder gar einzigartig sein müssen. Doch auch in ihrer nicht selten konventionellen Form müssen sie als individuell relevant erlebt werden, damit sie für die einzelnen in Geltung stehen. Religion wird lebensweltlich angeeignet. Oder eben nicht. In dieser Hinsicht besteht eine subjektive Wahlmöglichkeit.

- Optional bedeutet zweitens, dass Religion im gesellschaftlichen Leben eine Form von Lebensdeutung unter anderen Möglichkeiten darstellt. D.h. es existieren anerkannte, insbesondere ‚säkulare‘ Alternativen. Vor allem scheint zuzunehmen, was ‚*religiöse Indifferenz*‘ genannt wird. Religiöse Indifferenz begreift sich selbst gar nicht mehr als Entscheidung: „Sind Sie religiös? Nein, ich bin normal.“ Dass es Religion gibt und dass sie ihren eigenen Sinn hat, erscheint nicht mehr evident. Und so wächst der „Plausibilisierungsstress“ (Domsgen / Witten); Religion wird gesellschaftlich wie im persönlichen Leben zunehmend begründungspflichtig. So weit, so geläufig.

- Von Religion als Option kann nun auch noch auf einer dritten Ebene gesprochen werden. Auch die *praktisch-theologische Deutung von Religion* ist mittlerweile optional. Genauer: Eine Äußerung oder bestimmte Praktiken als religiöse Praxis zu verstehen, versteht sich nicht von selbst: Ist dies noch religiös oder schon religiös oder überhaupt religiös? Religion ist ja nicht ein Sachverhalt, dem man einfach feststellen kann. Sie ist vielmehr eine Ausdrucksform für Sinngehalte, die lebensbedeutsam sind. Und ob dies jeweils der Fall ist, ist nicht von vorneherein ausgemacht. Die spätmoderne Praktische Theologie agiert unter Bedingungen einer ‚*religiösen Diffusität*‘. Und dies hat zur Konsequenz, dass sie in der Art und Weise, wie sie Wirklichkeit erschließt, Religion als eine bestimmte Deutungsperspektive zur Geltung bringt. Wenn man so will und zugespitzt gesagt: Sie bringt in ihren Deutungen Religion kommunikativ allererst hervor. Man kann die soziale, kulturelle, kirchliche Wirklichkeit in religiöser Perspektive wahrnehmen. Muss es aber nicht. Da engagieren sich Menschen im Umfeld von Gemeinden für Geflüchtete. Ist es humanitäre Hilfe oder religiöse Praxis? Da berührt das Weihnachtsoratorium. Ist es ästhetisches Erleben oder geistliche Erbauung? Da geht der kirchenabstinente Onkel mit in den Taufgottesdienst. Ist es dann familiäres Ereignis oder geschieht dort Kommunikation des Evangeliums? Man kann all dies in religiöser Perspektive interpretieren. Muss es aber nicht.

So gilt: Die Deutungen der Praktischen Theologie und ihre Einsichten in Sachen Religion sind selbst ‚optional‘: Sie sind *Möglichkeitsaussagen* im Blick auf das, was sie erkunden. Und weil diese Deutungen sich nicht von selbst verstehen, hat Praktische Theologie für das einzustehen, was sie herausbringt. Schärfer noch: Die Praktische Theologin, der Praktische Theologe hat auch mit der eigenen Person für ihre Sicht- und Deutungsweise einzustehen. Damit die Befunde

einleuchten, müssen sie nicht nur analytisch genau sein, sie müssen auch persönliche Resonanz erlauben. Praktische Theologie ist *Religions-Kundschafterin*, die das Feld des Religiösen erkundet. Dies ist jedoch noch nicht hinreichend. Sie wird nun vermutlich auch zur *Religions-Botschafterin*. D.h. sie hat in ihren Arbeiten das Religiöse mit zur Geltung zu bringen und als Person für ihre religiösen Deutungen einzustehen. Und das bedeutet: Es geht heute auch darum, in den eigenen praktisch-theologischen Arbeiten ein „persönlichkeitsspezifisches Credo“ (Winkler) auszubilden und erkennbar werden zu lassen. Dies ist eine heikle Aufgabe. Wissenschaftlich zu sein und zu bleiben und genau darin die eigene Person mit ins Spiel bringen. Aber weniger wird angesichts der sich weithin säkular gebenden Spätmoderne kaum gehen.

Ein kurzes Fazit ins Offene

Praktische Theologie unterwegs in vier Jahrzehnten: Womöglich ist dies ein Generationenprojekt mit einem Epochenende; kirchlich und in Sachen Religion, damit auch praktisch-theologisch. Wir haben längere Zeit landeskirchlich und universitätstheologisch von Voraussetzungen gelebt, die wir selbst nicht hervorgebracht haben und auch nicht mehr reproduzieren können. Ob wir unsere Grundbegriffe und Leitvorstellungen umstellen müssen; wenn ja, inwiefern? Gewiss gibt es Strukturveränderungen: Welche mentalen und habituellen Transformationen braucht es, damit diese religionsproduktiv werden können? Und, dies interessiert mich von meinem Naturell her besonders: Welche Beharrlichkeiten braucht es, um institutionell kleiner zu werden und zugleich großherzig zu bleiben in Sachen Religion?

Zum Schluss: Weitergehen habe ich es heute überschrieben. Es geht weiter, in der Praktischen Theologie und bei mir; wenn auch jetzt mit dem Abzweig ‚raus aus den Verpflichtungen‘. In Frankfurt würde man sagen: ‚Als weiter‘. Jedenfalls gibt es keinen Grund für allzu pathetische Töne; schon gar nicht für letzte Worte. Ob man das Kompositum ‚Weitergehen‘ auch auseinander- also in zwei Worten schreiben kann: weiter gehen? Dann hieße es: Es geht nicht nur weiter, es geht auch weiter als bisher. Weiter als das bislang Erörterte und Gedachte. Das legt sich nahe und manche haben ja auch Ideen, in welche Richtung es gehen soll und kann. Aber dies obliegt, wie ich finde, dann den etwas Jüngeren im Fach.
Punkt. Oder vielleicht: Semikolon.